# Der Hausfreund

• Zeitschrift für Gemeinde und Haus • Organ der Baptistengemeinden in Polen •

Nummer 17 | 28. April 1929 | 35. Jahrgang

Schriftleiter: A. Knoff, Łódź, ul. Smocza 9a. Postadresse: A. Knoff, Łódź, skrz. poczt. 342

„Der Hausfreund“ ist zu beziehen durch den Schriftleiter. Er kostet im Inlande vierteljährlich mit Porto: 1—2 Ex. je Zł. 2.65, 3 u. mehr Ex. je Zł. 2.25. Nordamerika und Canada jährlich 2 Dol. Deutschland Mk. 8.

Postscheckkonto Warschau 62.965. Gaben aus **Deutschland** werden an das Verlagshaus der deutschen Baptisten, Cassel, für Rechnung des „Hausfreund“ erbeten, aus **Amerika** und **Canada** an den Schriftleiter.

Ganze Weihe.

Dir, Heiland, will ich mich ergeben,
Ganz, ganz Dir zu gefallen streben
Mit allem, was ich hab und bin.
O Herr, ich bin Dein eigen,
Du wirst mir Wege zeigen,
Die sicher geh'n zum Ziele hin.

Mein Herr, laß mich nur nimmer gleiten,
Regiere mich zu allen Zeiten
Mit Deines Geistes Licht und Kraft.
In Dir bin ich geborgen,
Wenn heute oder morgen
Der Feind mir tausend Klippen schafft.

Du, Herr, hast gnädig mich berufen,
Dereinst an Deines Thrones Stufen
Des Lobes Opfer Dir zu weih'n.
O, laß mich eifrig ringen,
Ein Ganzes zu vollbringen,
Ein reines Opfer selbst zu sein.

O König, laß mich froh Dich preisen
Mit meinen allerschönsten Weisen,
Mit Herzenstönen wahr und klar.
Und kann ich hier nur lallen,
Soll's droben besser schallen
Im Chor mit Deiner Engelschar.

J. Geißbühler.

Hingabe und Segen.

1. Wie bewahre ich den empfangenen Segen?

Jeder empfangene Segen muß uns zu einem völligeren Opfer machen für Gott. Das ist Segen, der bleibt. Psalm 118, 27 lesen wir: „Jehova hat uns Licht gegeben, bindet das Festopfer mit Stricken bis an die Hörner des Altars.“ Ein Beweis, daß du Licht empfangen hast von Gott, liegt darin, daß du willig bist, dich fester binden zu lassen von deinem Gott als ein Opfer, daß du entschlossener bist als je, daß dein Weg ein Opferweg und dein Leben ein Opferleben werde. Wenn du mit diesem Entschluß zurückgehst in das Alltägliche, dann kannst du ohne Furcht sein, den empfangenen Segen zu verlieren, im Gegenteil, dann bedeuten deine Schwierigkeiten nur Vermehrung des Segens, und was dir bis jetzt wie ein Hindernis schien auf dem Wege der Nachfolge, das wird dir zum Strick, der dich fester bindet an den Altar als ein ganzes Opfer. Viele sind bereit, ihr Leben zu verlieren, aber in dem „wie“ und „wo“ sie es verlieren sollen, sind sie nicht willenlos. Gott hat zu Abraham gesagt: „Opfre deinen Sohn auf einem Berge, den Ich dir zeigen werde.“ Gott zeigt uns

auch den Ort, wo wir unser Opfer bringen sollen. Viele sind bereit zu opfern auf dem Missionsberg, Gott aber hat vielleicht den Familienberg dazu ausersehen. Viele wären bereit, an der Sonne zu sterben; aber das Weizenkorn, das Frucht bringen soll, muß in der Erde ersterben. Die Natur ist auch bereit zu opfern, sie ist sogar bereit zu sterben, aber es muß auf ihre Weise geschehen. Hätte Petrus mit dem Schwert in der Hand sein Leben lassen können für seinen Herrn, er hätte es gewiß getan. Aber als der Herr ihm dieses wehrte und gebot, als ein Lamm Ihm zu folgen und als ein Lamm zu überwinden, da war all sein Mut dahin. O wie wenig Reiz hat der Weg dem Lamme nach für unsere Natur! Sie will auch kämpfen und ihr Leben wagen, aber auf eine heldenhafte Weise und nicht nach der Weise des Lammes. Sie liebt nicht die verborgenen Opfer und den verborgenen Tod.

2. Wie vermehrt sich der empfangene Segen?

Jeder empfangene Segen muß umgesetzt werden in ein Opfer. So vermehrt er sich. Auf den Segen, den wir niederlegen auf den Opferaltar, legt Gott noch größeren Segen hinzu. Abraham mußte auch deswegen seinen Sohn auf den Altar legen, damit Gott Gelegenheit gegeben war, noch größeren Segen auf den Isaak zu legen. Lies nur 1. Mose 22 bis zu Ende. Da auf dem Altar legte Gott die größten Verheißungen auf den Isaak. O wie oft haben wir die Tür zu größeren Segnungen verschlossen, weil wir den empfangenen Segen behalten wollten für uns, statt ihn umzusetzen in ein Opfer, um dadurch den Segen zu vermehren und ihn unvergänglich zu machen.

Warum wir heute, trotz dem vielen Unterricht, doch so wenig Erkenntnis haben, rührt vor allem daher, daß wir uns durch das empfangene Licht nicht zum Altar führen ließen, und so ist das Licht zum bloßen Wissen herabgesunken, das die Aufrichtigen nur unglücklich macht und die Unaufrichtigen zu einer abstoßenden Karikatur ausformt. Denn jeder Lichtstrahl von oben, der nicht als Frucht ein Opfer zur Folge hat, geht seines Lebensinhaltes verlustig. Laßt uns doch lernen von dem Lamm! Er setzte all die von oben empfangenen Segnungen um in Opfer, und zuletzt setzte Er alles um in das eine große Opfer am Kreuz. Und so ist Sein Leben „das unauflösliche Leben" geworden. Und hat Paulus mit den empfangenen Segnungen etwas anderes gemacht? Er hat sie alle umgesetzt in Opfer. Darum hat sein Leben einen solchen Ewigkeitsinhalt bekommen. Und die Königin Esther! Ist der eigentliche Sinn ihrer Geschichte nicht der, daß sie den empfangenen Segen umsetzte in Opfer? Sie wurde Königin, um ihr Volk zu retten vor dem Untergang — und zwar mit Daranwagen ihres eigenen Lebens (Esther 4, 16). Und so wurde der Segen ein unvergänglicher Segen. Kürzlich schrieb mir jemand: „Ich möchte ein ausgegossenes Leben meiner Umgebung geben; wie ein Trankopfer möchte ich sein, woran kein einziges Tröpflein vom eigenen Leben klebt, das Gott unangenehm und den Menschen schädlich sein könnte." So wird unser Leben ein überfließendes.

G. Steinberger.

Aus der Werkstatt

Laut einer Nachricht des Generalsekretärs des Weltbundes der Baptisten Dr. J. H. Rushbrooke ist der vielen durch seine Schriften bekannte Dr. F. B. Meyer in London gestorben. Er war lange Zeit eine leitende Persönlichkeit, besonders im Leben der interdenominationalen und freien Kirchen Englands, und diente auch als Präsident der Union der Baptisten Englands und Irlands. Seine Traktate zur Verteidigung der Taufe der Gläubigen haben eine weite Verbreitung erreicht, und sein Standpunkt bis zuletzt war der der Baptisten. Konfessionelle Zugehörigkeit war, wie immer, kein hervorragendes Element in seinem Leben. Seine größten charakteristischen Betätigungen waren verbunden mit der Keswick-Konferenz, oder den Konferenzen der Freien Kirchen. Seine Bücher erfreuen sich seit einem Menschenalter einer weiten Verbreitung und werden immer noch mit Interesse gelesen. Als einflußreicher Prediger des Evangeliums und ernster Christ wird Dr. Meyer noch lange in der Erinnerung Vieler des In- und Auslandes fortleben, wiewohl er gestorben ist.

* *

Auch in Deutschland ist am 15. März wieder ein Großer im Reiche Gottes eingegangen zur Ruhe des Volkes Gottes. Es ist Bruder Bernhardt Weerts, Prediger in Berlin. Manche der werten Leser haben ihn persönlich gekannt und sind durch seine Predigten getröstet und gesegnet worden. „Der Wahrheitszeuge" schreibt darüber: „Nach langer zermürbender Krankheit durfte der gesegnete Mann und treue Zeuge Jesu im 71. Lebensjahre seinen Lauf vollenden. Viele in unseren deutschen Gemeinden und weit über Deutschlands Grenzen hinaus haben ihn gekannt, verehrt und geliebt wegen seiner Schlichtheit und wegen seiner Be-

scheidenheit und Treue, mit denen er auch in der Oeffentlichkeit unseres Bundes diente. Von 1908 bis 1924 war er der Vorsitzende unserer Bundesverwaltung und als solcher Leiter von vier Bundeskonferenzen. Mit ihm ist ein markanter Vertreter und Führer unserer Gemeinschaft der letzten 30 Jahre von uns gegangen. Sein Wandel unter uns war der eines Menschen Gottes. In Trauer und Dankbarkeit treten wir an seinen Sarg und preisen Gott für Seine große Gnade im Leben Seines treuen Knechtes. Mit der trauernden Familie fühlt und empfindet die ganze Bundesfamilie in Anbetung und Schmerz."

* * *

So verläßt einer nach dem andern den Schauplatz dieser Welt und seinen Wirkungskreis und geht nach einem segensreichen Leben zur Herrlichkeit ein. Uns deucht das oft ein herber Verlust nicht nur für die lieben Angehörigen, sondern auch für das Reich Gottes zu sein, wenn so begabte und segensreiche Werkzeuge unseres Gottes ihren Pilgerstab niederlegen müssen. Doch weiß der Herr, des sie sind und dem sie dienen, wohl, was Er tut, und hat in Seinem weisen Regiment auch noch nie etwas verdorben. Wenn Er einen von seinem Posten abruft, so hat Er gewöhnlich für denselben auch schon einen andern bestimmt, der die niedergelegte Arbeit wieder aufnimmt und sie zu Seiner Ehre weiter tut. Gottes Werk darf ja nicht ruhen so lange die Gnadenzeit währt, wenngleich mancher Arbeiter nach vollbrachtem Tagewerk zur Ruhe eingehen darf.

Jede Todesnachricht sollte uns an unser Ende erinnern und uns zur Prüfung veranlassen, ob wir unsre Arbeit im Reiche Gottes getreu getan haben, die uns unser Heiland übertragen hat, ob wir mit dem anvertrauten Pfund andre gewonnen oder es unbenutzt vergraben haben unter dem irdischen Dichten und Trachten, das oft die Hauptsache des Lebens bilden will. Einmal bricht auch für uns der letzte Tag an, an dem unser Puls stehen bleibt, unsre welke Hand die Arbeit sinken läßt und unser Auge sich für diese Welt schließt, um sich in der Ewigkeit zu öffnen und dem ins Auge zu schauen, der uns hier Gelegenheiten zur Arbeit für sein Reich gab.

Die ersten Christen.

3. Der Wandel.

Schluß.

Noch völliger gestaltet das Christentum das Verhältnis zwischen Herrschaften und Dienstboten um. Es gibt den Sklaven die Freiheit. „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen," — vor der Verkündigung kann die Sklaverei nicht bestehen. Ist das Heil in Christo für alle Menschen da, so sind auch alle als Menschen gleichberechtigt. Jetzt heißt es: „Hie ist kein Jude noch Grieche, hie ist kein Knecht noch Freier, hie ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu" (Gal. 3, 28). „Die christliche Gerechtigkeit macht in unsern Augen alle gleich, die den Namen Mensch tragen," sagt ein alter Kirchenlehrer. Der Sohn ist's, der alle frei macht. Wie er uns befreit hat von der Sünde und der Knechtschaft des Gesetzes, so ist von Ihm auch die Freiheit für alle Lebensgebiete gekommen. „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit". Während sich bei den Heiden der Wert des Menschen nach seinem äußeren Stande richtet, ist dieser für den Christen ohne Bedeutung, sein innerer wahrer Wert ist davon unabhängig. Sklave sein oder Herr sein ist nur etwas zufälliges. Der Sklave kann in Wahrheit, nämlich innerlich frei, und der Herr kann in Wahrheit, nämlich innerlich ein Sklave sein. Es gibt nur eine wahre Sklaverei, das ist die Sklaverei der Sünde, und nur eine wahre Freiheit, das ist die Freiheit in Christo. Diese innerliche Freiheit gibt das Christentum dem Sklaven sogleich und damit auch die sichere Anwartschaft auf die äußerliche Freiheit, denn das damit gegebene neue Prinzip wird und muß sich von innen heraus auswirken.

Nun verstehen wir auch, weshalb das Christentum die Sklaverei nicht plötzlich aufhebt. Die äußere Freiheit erschien gar nicht als Hauptsache. Deshalb stellt der Apostel den Grundsatz auf: Jeder bleibe in dem, darin er berufen ist. Statt gewalttätig einzugreifen, was daneben unzweifelhaft auch große und gefährliche Erschütterungen mit sich gebracht hätte, wartet man ruhig die allmähliche Umgestaltung von innen heraus ab. Aber allerdings wurde die Behandlung der Sklaven von Seiten ihrer christlichen Herren und das Verhalten christlicher Sklaven gegen ihre Herren sofort ein anderes. Sie sahen sich jetzt als Brüder an, wie Paulus an den Philemon von dem Sklaven Onesimus schreibt, „daß du ihn wieder hättest, nun nicht mehr als einen Knecht, sondern mehr denn einen Knecht, einen lieben Bruder." Als Glieder der Gemeinde war ja zwischen ihnen kein Unterschied mehr. Sie kamen in dasselbe Gotteshaus, beteten einen Gott an, bekannten einen Herrn, beteten und sangen mit einander, aßen von demselben Brote und tranken aus demselben Kelche. Das mußte den Herrn ganz anders gegen seinen Sklaven stimmen. Unmöglich konnte er doch den noch wie eine Sache behandeln, der sein Bruder in Christo war. Oft kam es sogar vor, daß der Sklave in derselben Gemeinde Presbyter war, der sein

Herr als einfaches Gemeindeglied angehörte.

Die Kirche arbeitete an beiden, Sklaven und Herren. Die Sklaven ermahnte sie zum Gehorsam; sie sollten die Erkenntnis, daß der Herr ihr Bruder sei, nicht zum Vorwand des Ungehorsams nehmen, sondern nur um so treuer dienen. Sie erzog die Sklaven, die nach heidnischen Begriffen zur Tugend unfähig waren, wirklich zur Tugend, und wahrlich nicht vergeblich. Es gab der Sklaven manchen, die unter überaus schwierigen Verhältnissen die Aechtheit ihres Christenlebens bewährten in Treue und großer Geduld. Auch unter den Märtyrern findet sich eine große Reihe von Sklaven. Die schönste Krone ist ihnen so gut zuteil geworden wie den Freien. Die Herren dagegen wurden vermahnt zur Liebe gegen ihre Sklaven, zur Billigkeit und Milde. Die Kirche legte zwar keinem gesetzlich auf, seine Sklaven frei zu lassen, es sollte das freier Entschluß sein, aber sie sah die Freilassung gern als ein Werk christlicher Liebe. Freilassungen kamen denn auch oft vor. Manche entließen, wenn sie Christen wurden, an ihrem Tauftage alle ihre Sklaven, oder man wählte die Freudenfeste der Kirche zu ihrer Freilassung, namentlich Ostern, um so sich dankbar zu bezeugen für die empfangene Gnade. Von einem reichen Römer zur Zeit Trajans wird uns erzählt, daß er, Christ geworden, am Osterfeste seinen sämtlichen 1250 Sklaven die Freiheit schenkte. Seit dem dritten Jahrhundert wurde es Sitte, die Freilassung in der Kirche in Gegenwart des Priesters und der Gemeinde vorzunehmen! Der Herr führte die Sklaven an der Hand zum Altare, dort wurde die Freilassungsurkunde verlesen, und zum Schluß sprach der Priester den Segen. Auch äußerlich stellte es sich also dar, daß sie der Kirche ihre Freiheit dankten. Diese erschien als das, was sie war, die Hüterin und Spenderin der Freiheit. Die Freigelassenen waren wirklich frei. Während so manche von denen, die heidnische Eitelkeit oder Gewinnsucht freigelassen, nur die eine Sklaverei mit der andern vertauschten, während diese ohne hilfsmittel hinausgestoßen in eine Gesellschaft, in der die Arbeit nichts galt, sich selbst überlassen ohne sittlichen Halt, nur das Proletariat vermehrten, standen die in der christlichen Gemeinde freigelassenen ganz anders da. Ihre früheren Herren achteten es als ihre Pflicht, ihnen als ihren christlichen Brüdern zu helfen und zu raten, und so fanden sie sich nicht vereinsamt, sondern inmitten einer Gemeinschaft, die sie lehrte, ihre Freiheit recht zu gebrauchen, die sie zu tätigen und nützlichen Menschen erzog.

Denn wie anders sahen die Christen jetzt die Arbeit an. Sie galt ihnen nicht wie den Heiden als eine Schande für einen freien Mann, sondern als eine Ehre, sie galt ihnen nicht als eine unwürdige Knechtschaft, sondern als ein von Gott allen Menschen Befohlenes. War doch der Herr selbst ein Arbeiter gewesen, ein Zimmermann, eines Zimmermanns Sohn, waren doch auch die Apostel Arbeiter gewesen, Petrus ein Fischer, Paulus ein Teppichweber. Ausdrücklich weisen die sogenannten apostolischen Konstitutionen auf dieses Vorbild hin und ermahnen alle Gemeindeglieder zu fleißiger Arbeit, „denn die Müßigen haßt der Herr, unser Gott, und keiner von denen, die Gott verehren, darf müßig gehen." Die größten Weisen des Altertums, Plato und Aristoteles, erklären die Arbeit für etwas, womit ein freier Mann sich nicht beschäftigen kann, ohne sich zu erniedrigen, der Apostel mahnt, daß jedermann mit stillem Wesen arbeiten soll und sein eigen Brot essen, und stellt kategorisch den Satz auf: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Aus diesem einfachen Satze ist eine neue Welt erwachsen, die größeres geleistet hat als Plato und Aristoteles je gesehen.

Das Korrelat (Wechselbegriff) zur Verachtung der Arbeit ist bei den Heiden die Leidenschaft für das Schauspiel. Brot und Spiele! lautet die oft gehörte Losung. Man will sich ohne Arbeit vom Staat ernähren lassen und auf öffentliche Kosten an Spielen ergötzen. Bei den Christen lautet die Losung: Bete und arbeite! Von hier aus verstehen wir die Entschiedenheit, mit der die alte Kirche die Spiele im Theater, im Zirkus, in der Arena verdammt. Mit stillem Wesen arbeiten, davon ist freilich das Bild, welches der Zirkus bietet und das Amphitheater, das gerade Gegenteil. Da ist kein stilles Wesen, sondern leidenschaftliche Erregung. „Gott hat geboten," sagt Tertullian, „den heiligen Geist, als der seinem Wesen nach ein reiner und sanfter ist, mit Ruhe und Sanftmut zu behandeln und nicht durch ein wütendes, zorniges und tobendes Wesen zu beunruhigen. Wie wird sich dieses nun mit den Schauspielen vereinigen lassen, da kein Schauspiel ohne heftige Erregung des Geistes ist?"

„Im Zirkus," sagt er, führt der Furor den Vorsitz. Sieh nur wie das Volk zum Schauspiel kommt, schon lärmend, schon verblendet, schon durch die Wetten aufgeregt. Der Prätor ist ihnen zu saumselig, ihre Augen hängen unverwandt an der Urne mit den Loosen. Dann warten sie gespannt auf das Zeichen, und jetzt ist nur eine Stimme des Wahnsinns. Er hat das Tuch geworfen! rufen sie einander zu, als ob sie es nicht alle gesehen hätten! Und daran erkenne ich den Wahnsinn. Doch ich nehme dieses Zeugnis der Blindheit an, sie haben allerdings nicht gesehen, was da herabfiel. Sie meinen, es sei ein Tuch, und es ist die Gestalt des Teufels selbst, der von der Höhe sich hinabstürzt. Denn von da an kommt es zu der höchsten Leidenschaft und zu Hader und zu alle dem, was den Priestern des Friedens nicht gestattet ist, zu Verwünschungen ohne Grund, zu Gunstbezeugungen ohne Verdienst." „Wird man," fragt er an einer anderen Stelle, „in der Zeit an Gott denken? wird der Frieden in seinem Gemüte haben, der für einen Wettfahrer eifert?" Zudem ist da alles zwecklos, das Gegenteil der ernsten Arbeit, zwecklos die Läufe, noch zweckloser das Schleudern und Springen." Nutzloses Tun ist es in den Augen Tertullians, wenn sie so viel Mühe anwenden, um den Körper zu der Schlangenfertigkeit und allen Künsten der Arena abzurichten. Noch entschiedener mußten natürlich die Gladiatorenspiele verurteilt werden, die Tierhetzen, die Hinrichtungen im Amphitheater. Da „trösten sie sich mit Mord über den Tod." Kurz, das Amphitheater ist der Tempel aller bösen Geister.

Alle solche Schauspiele meidet ein Christ. Er hat, wie Cyprian einmal ausführt, andere, bessere Schauspiele. Er hat die Schönheit der Welt, die man ansieht und bewundert, den Aufgang der Sonne, das unendliche Meer, die Erde, die Luft und alle ihre Bewohner, den beständigen Wechsel von Sonnenschein und Regen. Er hat in der Schrift die großen Gottestaten, das erhabene Schauspiel des Kampfes zwischen Christus und dem Teufel, der Teufel und die ganze Weltmacht zu den Füßen Christi liegend. „Das ist ein Schauspiel, welches kein Prätor veranstaltet und kein Konsul, sondern der, der allein vor Allem ist und über Allem und von dem Alles ist, der Vater unseres Herrn Jesu Christi."

Aus dem Buch der Vergangenheit.

Erzählung von N. F.

Schluß

Hanna saß da mit gefalteten Händen, und in den großen Augen standen Freudentränen. Sie war so voll Staunen und Lobsingen innerlich, daß sie eine Weile ganz still schwieg. Dann holte sie tief Atem, streichelte die abgemagerten Hände des genesenden und sagte immer wieder: „Gott sei Dank! Gott sei Dank! Wer hätte das gedacht, als wir Euch aus dem Schnee ins Haus holten, lieber Nachbar! Nun ist alles so grün geworden, so hoffnungsgrün wie die junge Saat auf dem Felde. O, wartet nur, zwei Witwen, die weiß ich schon. Da ist die arme Alte, die sie immer „Bruhnchen" nennen, weil ihr Mann Bruhn geheißen, und sie ist jetzt so klein und krumm geworden, aber ihr Geist ist lebendig, und ihre Hände sind fleißig. Die sitzt immer auf der Klappe im Steig neben unserem Kirchenstuhl, denn sie hat Gottes Wort lieb. Und dann ist da — ach ja, die alte „Pantoffelmachersch" —, aber die ist blind und sehr gebrechlich, die ist so arm und klagt nie, aber das geht wohl nicht?"

„Warum denn nicht?" erwiderte Martin, „Bruhnchen und ich haben zusammen vier Augen, da können wir wohl mitsehen für die blinde Pantoffelmachersch. Also das wäre abgemacht. Ich denke, bis Weihnachten wird sich das Nötige hier unten schon einrichten lassen, und bis dahin gibt mir Gott auch wohl Kräfte wieder, daß ich die Stiege hinaufklettern kann. Ich merks schon, nun werde ich bald ganz gesund; o, ich bin so froh, ich fühle soviel neuen Lebensmut und Hoffnung in mir, ich kann's dir gar nicht sagen. Und nun kommen wir zu dem andern, nämlich zu den Wandersleuten, denn mit denen hab ich auch noch zu tun. Das hab ich mir nun so gedacht, die wandernden Schmiedegesellen, die grüßen ja bei deinem Vater das Handwerk, die schickst du denn alle zu mir, daß sie sich einen Zehrpfennig bei mir holen, alle, hörst du wohl, alle ohne Ausnahme. Auch die mit den roten Nasen und mit dem Schnapsgeruch; gerade die muß ich sprechen. Hab ich dann erst die Schmiedegesellen, so erzählen's die den Andern auf der Herberge und auf den Landstraßen — der Zehrpfennig zieht. Aber, siehst du, der ist nur eine Lockspeise, ich will

ihnen was besseres auf den Weg geben. Ich will ihnen aus dem Buch meiner Vergangenheit vorlesen, je nachdem es ihnen nottut. Das Buch enthält nämlich dreierlei, erstlich, daß die Gottlosen keinen Frieden haben; sodann, daß die Güte Gottes uns soll zur Buße reizen; und zum dritten, daß das Wesen dieser Welt vergeht. Wenn's gelingt durch Gottes Gnade, den lieben Wandersleuten davon etwas mit auf den Weg zu geben, das könnte ihnen zum ewigen Gewinn werden."

So sprach Martin Eichner, und weil's gerade am Samstag vor dem zweiten Adventssonntag war, zogen die Kurrendeschüler durch die Straßen. Sie kamen nicht immer durch die Nebenstraßen, wie hier „in der Grube", aber in der Adventszeit taten sie ein Uebriges, und eben jetzt stimmten sie den schönen Vers an:

„Dein Zion streut dir Palmen
Und grüne Zweige hin,
Und ich will dir in Psalmen
Ermuntern meinen Sinn.
Mein Herze soll dir grünen
In stetem Lob und Preis
Und deinem Namen dienen,
So gut es kann und weiß."

Das hörten die beiden drinnen in diesem Augenblick mit sonderlicher Erbauung und waren ganz mäuschenstill, so lange der Gesang anhielt. Dann mußte Hanna eine reichliche Spende hinausgeben, und Martin wiederholte sanft bei sich: „So gut es kann und weiß."

Hanna war voll Frohlocken und hat nachher erzählt, in dieser Stunde habe sie's erfahren, was das heiße: „Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein!"

Sie erbat sich nun zweierlei von ihrem lieben Nachbar: zuerst, daß sie jetzt gleich einmal im Hause herumgehe und sich jeden Raum gründlich betrachte, „denn," sagte sie, „wir müssen sehen, daß jede ihr eigenes Kämmerchen bekommt, das ist um des lieben Friedens willen; sie mögen immerhin beide gut genug sein, aber wenn nicht jede ihr eigen Revier hat, dann gibts gar zu leicht Zwistigkeit, und davon wollen wir nichts wissen."

„Du bist eine gar Kluge," sagte Martin und nickte Beifall, und es ergab sich, daß die Sache sich machen ließe, wenn eine hölzerne Wand gezogen würde. Martin aber wollte eine steinerne, denn das Holz sei zu hellhörig.

Zum andern erbat sich das Mädchen die Erlaubnis, noch an diesem selbigen Abend den beiden Auserkorenen ihr Glück verkündigen zu dürfen, es brannte ihr unter den Sohlen. Das ward ihr gern bewilligt, nur mit der Bedingung daß sie ihnen sage: die Witwe Eichner habe einen Schatz hinterlassen, und ein Testament gemacht, und dies sei ihre letztwillige Verfügung.

In der nächstfolgenden Nacht hat Martin Eichner einen so köstlichen, erquickenden Schlaf genossen, daß er beim Erwachen gesagt, nun sei er ganz gesund.

So war der Tag herangekommen, an welchem die beiden Witwen ihren Einzug halten sollten in das Häuschen, das bisher so einsam und voll Traurigkeit gewesen und nun eine Gotteshütte voll Segens werden sollte. Alles war fertig und bereit zur Aufnahme der beiden Alten. Die Wand war gezogen, und so hatte jede ein gemütliches Schlafkämmerlein, geräumig genug, um, einen Tisch und Stuhl zu bergen, und mit einem kleinem Ofen zu versehen, so daß man sich jederzeit darin aufhalten konnte, wenn man allein sein wollte. Die Stube vorne war für den gemeinsamen Gebrauch, und Martin selber hauste oben im Erkerstübchen. Das rüstige und fleißige „Bruhnchen" sollte für alle drei die Küche besorgen, und unten sollten die Mahlzeiten gehalten werden.



Zur Feier des Weihnachtsabends hatten die beiden Töchter Meister Eberles ein Tannenbäumchen geziert und auf dem weißbedeckten Tisch lag für jede Witwe ein warmer, wollener Anzug und ein Andachtsbuch mit großem Druck zum Vorlesen.

Für den Reisbrei und anderes gute hatte Hanna gesorgt.

Als von den Türmen mit allen Glocken das Fest eingeläutet wurde, kamen zwei alte Gestalten die Straße herunter, die eine von der anderen sorgsam geleitet, das gute Bruhnchen hatte die blinde Genossin abgeholt. An der Tür des Häuschens wurden sie von Martin Eichner empfangen und in die Stube geführt, wo ihnen das Bäumchen Licht entgegenstrahlte. Hier stand die Lore und stimmte mit ihrer hellen Stimme an:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring euch gute, neue Mär,
Der guten Mär bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will."

Beim zweiten Vers stimmten dann alle mit ein. Auch Meister Eberle hatte sich eingefunden, und ganz im Hintergrund bemerkte man Lorenz, den Lehrjungen.

Die beiden Alten waren tief bewegt. Als die Lichter am Baum ausgelöscht, die Abendmahlzeit genossen und die drei künftigen Hausgenossen allein waren, nahm Martin die Bibel seiner Mutter, und indem er sagte, nun wolle er ihr Vermächtnis mitteilen und ihr Testament eröffnen, hat er die drei Schriftstellen vorgelesen, welche sie mit Nadeln bezeichnet hatte. Aus dem 15. Kapitel des Evangeliums Lukas hat er die Geschichte vom verlorenen Sohn ganz gelesen.

Als er das letzte Wort gelesen hatte: „tot und lebendig, verloren und wiedergefunden," fügte er noch dankerfüllten Herzens hinzu:

„Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert;
Das zähl ich zu dem Wunderbaren,
Mein stolzes Herz hat's nicht begehrt.
Nun weiß ich das und bin erfreut
Und rühme die Barmherzigkeit,"

Das erste Lied.

In einer ärmlichen Dachstube lag eine bleiche Frau. Die dunklen Schatten unter ihren Augen und die abgezehrten schmallen Hände sprachen von Krankheit und Entbehrung, aber auch davon, daß sie es einmal besser gehabt. Nicht weit von ihr war ein Knabe von etwa dreizehn Jahren emsig mit Schreiben beschäftigt. Er hatte sich so gesetzt, daß er ihr den Rücken zuwendete und der trübe Schein des Lämpchens sie nicht blenden konnte. Seine Finger waren bläulichrot; denn es war kalt im Stübchen, aber seine Wangen brannten, und seine Augen leuchteten. „Bist du nicht mit den Arbeiten fertig, Willy?" fragte die Kranke. „Es ist schon spät, und du mußt morgen früh wieder zur Schule."

„Gleich bin ich fertig, Mütterchen," klang die Antwort, „nur noch einen Augenblick habe Geduld.

Und schneller noch als vorhin flog die Feder über das Blatt Papier hin, aber was sie malte, das waren nicht Buchstaben oder Ziffern, sondern lauter krause Notenköpfe. Jetzt hatte er den letzten geschrieben und überlas, tiefatmend, noch einmal das Ganze, während ein glückseliges Lächeln um den ausdrucksvollen jungen Mund spielte. Im nächsten Augenblick stand er am Bett der Mutter. Mit der Sorgfalt einer geschulten Pflegerin rückte er ihr die Kissen zurecht und sah zu, daß sie alles bei der Hand hatte, dessen sie in der Nacht bedürfen konnte. Dann schlüpfte er schnell in sein Bett, noch im Einschlafen von der Melodie seines ersten Liedes umsummt, und ein schöner Traum zauberte von neuem jenes glückliche Lächeln auf seine Lippen.

Früh schon war er wieder auf, heizte den Ofen, brachte die Stube in Ordnung, machte der Mutter das Bett und bereitete das einfache Frühstück. Im Begriffe zu gehen, wandte er sich noch einmal in der Tür um: „Willst du wohl heute einmal an mich denken und mir Glück wünschen?"

„Hast du denn heute so Besonderes vor?" fragte die Mutter.

„Es ist ein Geheimnis," rief er zurück, „vielleicht, wenn alles gut geht, erzähle ich dir davon!"

Sie blickte ihm mit gefalteten Händen nach. Sie kannte die Art seiner unschuldigen Geheimnisse, die sich immer und immer nur um die Person der Mutter drehten.

Zerstreuter als sonst hörte Willy heute dem Unterricht zu; er konnte es nicht lassen, sich ab und zu von dem Vorhandensein jenes Notenblattes zu überzeugen, das er heute früh mit wahrhaft zärtlicher Sorgfalt in eins seiner Bücher gelegt und auf das er so große Hoffnungen setzte. Als die Schule geschlossen, eilte er, so schnell ihn die bebenden Füße zu tragen vermochten, durch das Gewirr der Straßen und Gassen, bis er vor einem der besten Hotels der Großstadt stand. Hier wohnte sie, mit der seine jugendliche Phantasie sich in den letzten Tagen fast ausschließlich beschäftigt hatte, der Inbegriff alles Schönen, Guten, Reinen, die erste Sängerin aller Zeiten, Jenny Lind, die schwedische Nachtigall. Im Begriff, es auszuführen, erschien ihm sein Vorhaben auf einmal ungeheuerlich und verwegen, und fast wäre er auf der Schwelle noch umgekehrt. Doch der Gedanke an die Mutter gab ihm frischen Mut.

Die berühmte Sängerin war soeben von einer Ausfahrt heimgekehrt. Durch lebhaften Wortwechsel im Vorzimmer aufmerksam gemacht, rief sie nach ihrer Zofe. Diese berichtete ihr, daß ein ärmlich gekleideter Knabe sie

durchaus zu sprechen verlange und sich mit einem Almosen nicht abfinden lasse.

„So laß ihn ein," entschied die Sängerin.

Einen Augenblick später stand Willy Köhler vor ihr, keines Wortes mächtig, die Wangen mit Glut bedeckt, aber aus seinen Augen sprach eine Huldigung, so rein, so hingebend und begeistert, wie selbst Jenny Lind sie noch nicht erfahren.

„Wie heißt du, mein Kind? Und was willst du von mir?" fragte sie gütig.

Statt aller Antwort reichte ihr Willy sein Notenblatt hin.

Sie nahm es, erstaunt lächelnd, überblickte es flüchtig und las es dann mit steigender Aufmerksamkeit noch einmal durch, während sie die Melodie des Liedes leise vor sich hinsummte. Dann wandte sie sich zu dem Knaben, der sie in fieberhafter Spannung beobachtete.

„Hast du dies hübsche Lied gemacht?" fragte sie.

Da brach das Eis. „Ja, es ist von mir, und ich bitte Sie, so sehr ich kann, singen Sie es heute abend in ihrem Konzert! Dann bekomme ich vielleicht soviel dafür, daß ich einen Arzt holen und meine Mutter besser pflegen kann; sonst wird sie gewiß nicht wieder gesund."

Die Sängerin war gerührt. „Gewiß will ich dein Lied singen, und zwar so schön ich kann. Und hier hast du eine Eintrittskarte, damit du es selbst hören kannst, und bis dein Lied einen Liebhaber gefunden, nimm einstweilen dies für deine Mutter."

Damit drückte sie ihm ein Goldstück in die Hand.

Vor Freude außer sich, wußte Willy kaum, wie er nach Hause gekommen, noch wie er es anfangen sollte, der erstaunten Mutter die ganze Größe seines Glücks begreiflich zu machen.

Lange vor Anfang des Konzerts saß er an seinem Platze. Er sah nichts von den vornehmen Damen und Herren rings um ihn her, sein Auge blickte unverwandt auf die Stelle, auf der Jenny Lind erscheinen und sein Lied singen sollte. Nach jeder Nummer des Programms steigerte sich der Beifall, immer wieder wurde zum Schlusse der Name der gefeierten Sängerin gerufen. Da trat sie noch einmal vor, Willys Notenblatt in der Hand. Mit ihrer reinen, wunderbar süßen Stimme sang sie das schlichte Lied in so inniger, zu Herzen gehender Weise, daß kein Auge im Saale trocken blieb. Ohne es zu wissen, war Willy aufgestanden; er sah nichts er hörte nur, und seine ganze Seele schwamm in Entzücken. So, gerade so hatte er es geträumt.

Wer aber beschreibt sein Glück, als am nächsten Tage Jenny Lind selbst ihn in seiner ärmlichen Wohnung aufsuchte. In herzgewinnender Weise redete sie mit der kranken Mutter und verhieß ihr, daß ihr Sohn noch einmal ein berühmter Musiker und großer Komponist werden würde. Dann wandte sie sich zu dem Knaben.

„Du sagtest gestern, daß du dein Lied verkaufen wolltest, wieviel willst du denn dafür haben?"

Verlegenheit und Stolz kämpften in seiner Seele, als er erwiderte: „Wenn ein Friedrichsdor nicht zu viel ist? Ich möchte es für meine Mutter haben."

„Nun, dann wirst du mir wohl nicht böse sein," sagte die Sängerin lachend, „daß ich den Handel um das Zehnfache bereits abgeschlossen habe."

Und damit überreichte sie dem erstaunten Knaben eine Börse voll blitzender Goldstücke. Ehe Mutter und Sohn sich von ihrem freudigen Schreck erholt hatten und ein Wort des Dankes stammeln konnten, war sie verschwunden.

Jener Tag aber bedeutete einen Wendepunkt in dem Leben Willy Köhlers. Das unerwartet reiche Honorar, das er für sein erstes Lied erhalten, gab ihm nicht nur die Mittel, seine Mutter besser zu pflegen, so daß sie sich bald erholte, er konnte nun auch daran denken, den glühendsten Wunsch seines Herzens zu befriedigen und Musikstunden zu nehmen. Auf die Fürsprache Jenny Linds erbot sich bald darauf ein namhafter Künstler, die musikalische Ausbildung des vielversprechenden jungen Talens unentgeltlich zu übernehmen. Seine Erwartungen wurden nicht enttäuscht. Willy war ein fleißiger und strebsamer Schüler und ist hernach, wie seine berühmte Freundin der Mutter vorhergesagt, ein tüchtiger Musiker und beliebter Komponist geworden. Keine seiner späteren Kompositionen aber hat einen so durchschlagenden Erfolg und ihm so viel Freude erworben wie sein erstes Lied.

Eine Vorlesung der Atheisten.

Vorsitzender: Geehrte Anwesende, Bürgerinnen und Bürger! Mit gigantischen Schritten marschiert die unsterbliche Wissenschaft und bricht sich Bahn durch das Dickicht des Aberglaubens, der Finsternis und der religiösen Vorurteile. Ihre letzten Errungenschaften sind derart sensationell, daß es hohe Zeit ist, ganz offen zu verkündigen, wie völlig unbegründet alle bisherigen religiösen Lehren sind.

Um nun den Forderungen der Zeit entgegenzukommen, hat die Gesellschaft der Atheisten beschlossen, eine Reihe von öffentlichen Vorlesungen mit Debatte zu veranstalten. Das erste Thema, das besprochen werden soll, ist grundlegender Art und soll der sogenannten religiösen Weltanschauung entgegenkommen. Wir hatten bereits Gelegenheit, uns an den öffentlichen Anschlägen damit bekannt zu machen. Es lautet: „Gibt es einen Gott, Seele und Unsterblichkeit? Vom Erfolg dieses Vortrages werden unsere weiteren Veranstaltungen, mit denen wir Sie in der Folge bekannt zu machen gedenken, abhängen.

Daß unser Vorhehmen den Bedürfnissen der Zeit und Lage entspricht, davon überzeugt uns schon allein der überfüllte Saal. Wir sind Ihnen für das Interesse, das Sie unserer Tätigkeit widmen, sehr dankbar und wollen sofort zum Thema schreiten.

Um die Frage allseitig zu beleuchten, haben wir hervorragende Vertreter der Wissenschaft eingeladen, Spezialisten in den drei wichtigsten Zweigen menschlicher Erkenntnis: der Astronomie, Anatomie und Philosophie. Jeder von ihnen wird die gestellte Frage von seinem Fach aus beantworten, und wir werden überwältigt sein, wenn wir sehen, wie sie alle zu demselben Resultat kommen.

Gestatten Sie, daß ich Ihnen vorstelle: Professor der Astronomie A. (erhebt sich) wird uns sagen, ob es einen Gott gibt. Professor der Anatomie B. (erhebt sich) wird uns sagen, ob es eine Existenz der Seele gibt, und Privatdozentin Dr. phil. C. (erhebt sich) wird die Frage über die Unsterblichkeit lösen. Ich bitte die Betreffenden, ihre Plätze hier am Tisch einzunehmen.

Also, verehrte Anwesende, ich eröffne hiermit die Versammlung. Das Wort hat der Professor der Astronomie. Am Schluß der Vorträge findet eine Aussprache statt.

Professor der Astronomie: „Als Vertreter des ältesten Zweiges der Wissenschaft, der als Gegenstand seiner Forschungen das Weltall sich erwählt hat, habe ich folgendes zu bezeugen. Der unendliche Raum, der unseren Planeten umgibt, ist in Vergangenheit und Gegenwart der allersorgfältigsten Beobachtung und Durchforschung mittels der stärksten und weitsichtigsten Teleskope unterworfen.

Aber jede neue Vervollkommnung dieser Fernrohre hat uns nicht Gott näher gebracht, sondern nur neue astronomische Körper. Die Bewegung der Gestirne und ganzer Sonnensysteme, der Wandel der Planeten und ihre Zentren — all dies vollzieht sich nach so unumstößlichen Gesetzen, daß kein Raum für die Tätigkeit eines persönlichen Schöpfers bleibt.

Jedes Eingreifen von irgend welcher Seite würde nur den Mechanismus, den wir das Weltall nennen, in Unordnung bringen. Da also im ganzen Kosmos nicht die geringste Spur eines persönlichen Gottes und seiner schöpferischen Tätigkeit zu entdecken ist, so antworte ich auf die Frage: „Gibt es einen Gott?" mit dem Worte: „Nein". (setzt sich).

Der Vorsitzende: „Ich erteile das Wort dem Professor der Anatomie". (erhebt sich). „Ich will mich kurz fassen. Bewaffnet mit dem Messer und der Pinzette des Anatomen habe ich die Geheimnisse des menschlichen Körpers studiert. Hunderte von Menschenleichen habe ich seziert, Herzblut, Rückenmark und Gehirn auf das gründlichste untersucht. Darum sage ich, wie der unsterbliche Virchow es ausgedrückt hat, eine Seele habe ich nirgends gefunden.

Möge doch jemand von den religiös gesinnten Menschen mir zeigen, wo die Seele zu suchen ist, im Blut, im Magen oder in den Nieren — vielleicht wird es auch mir dann gelingen, sie zu finden." (setzt sich).

Vorsitzender: „Jetzt wird die Privatdozentin Dr. der Philosophie uns etwas über die Unsterblichkeit sagen."

Frl. Dr. phil. (erhebt sich) „Als gebildete Frau und Vertreterin der „Wissenschaft der Wissenschaften" kann ich natürlich keine anderen Ansichten haben als meine verehrten Kollegen. Mein Weg geht in derselben Richtung. Da, wo es weder einen Gott noch eine Seele gibt, kann auch von Unsterblichkeit keine Rede sein.

Allerdings, ich gebe zu, daß früher die Mehrzahl der Philosophen geneigt war, die Seele für unsterblich zu halten, aber das war doch nur so lange möglich, als die exakte Wissenschaft unter ihren Vertretern hauptsächlich religiös gesinnte Männer hatte. Hierin hat sich ein großer Wandel vollzogen, und ich gehöre zu denen, die da annehmen, daß das Geistesleben seinen Sitz im Gehirn hat. Sobald das Gehirn abstirbt, hört auch die Seele auf. Folglich gibt es keine Unsterblichkeit. Ich habe viele bedeutende Autoren studiert und bei den meisten nur eine Bestätigung meiner Anschauungen gefunden." (setzt sich).

Vorsitzender: „Unsere Redner haben geendet, ihre Meinung ist ein und dieselbe: Kein Gott, keine Seele, keine Unsterblichkeit! Ich eröffne die Debatte. Wer dagegen ist, rede!

Ich sehe unter dem Publikum einen Vertreter der Geistlichkeit, möge er sagen, was er weiß — wir wollen unparteiisch sein."

Geistlicher: „Ich bin ein wenig betroffen, da ich mich nicht vorbereitet habe. Zu Hause besitze ich eine vorzügliche Bibliothek, sehr ernst zu nehmende Autoren in allen Fragen, und ich könnte ganz genau nachweisen, daß es einen Gott gibt, daß der Mensch eine Seele hat und daß diese Seele unsterblich ist — nur heute nicht.

Ich erbitte mir einen Monat zur Vorbereitung, dann wollen wir uns wieder sprechen. Heute aber fordere ich meine treue Gemeinde auf, sich mit mir zu entfernen, und nicht hinzuhören auf die gotteslästerlichen Urteile dieser ... Toren!" (er verläßt den Saal, die übrigen bleiben sitzen). —

Vorsitzender: „Jupiter, du zürnst, aber deshalb, weil du Unrecht hast! — Nur Mut! Gibt es noch solche, die da Lust haben zu streiten?" (Es entsteht ein gewisses Schweigen). —

Bauer Iwan kommt vor: „Ich bin weder ein Gelehrter noch ein berühmter Mann. Hinter dem Pfluge habe ich mein Leben zugebracht. Aber da Sie, Bürger Vorsitzender, so freundlich zum Worte einladen, so verurteilen Sie mich nicht, wenn auch ich irgend etwas sagen werde."

Vorsitzender: „Bitte sehr".

Iwan wendet sich an den Professor der Astronomie: „Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie Gott nicht mit den richtigen Instrumenten gesucht haben, darum können Sie Ihn auch nicht finden."

Astronomieprofessor: „Wie meinen Sie das?" —

Iwan: „Man muß nicht mit den Augen, sondern mit dem Herzen schauen. Gottes Wort sagt: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." (Matth. 5, 8). Außerdem darf man sich Gott nicht vorstellen als einen Zerstörer, sondern als den Schöpfer. Bereits der Prophet Jeremia hat Kap. 31, 35 gesagt: „Der Herr hat Mond und Gestirnen ihre Ordnung gegeben."

Bauer Iwan wendet sich nun an den Professor der Anatomie: „Auch Sie, bester Professor, haben viele Messer gehabt, aber das Hauptmesser haben Sie nicht."

Anatomieprofessor: „Bitte, nennen Sie es mir."

Bauer Iwan: „Es ist das Wort Gottes. Hören Sie, was im Ebräerbrief, Kap. 4, 12—13 gesagt ist: ‚Das Wort Gottes ist lebendig und wirksam und schärfer, als irgend ein zweischneidig Schwert: es dringt durch, bis es scheidet Seele und Leib, Gelenke und Mark; es ist auch fähig des Herzens Gedanken und Absichten zu beurteilen. Ja, nichts in der ganzen Schöpfung ist Gott verborgen, alles liegt unverhüllt und aufgedeckt vor Seinen Augen.' Und dieser Gott ist's, dem wir Rechenschaft zu geben haben. Also, um die Seele zu entdecken, muß man Gottes Wort gebrauchen."

Professor der Anatomie: „Was kommen Sie uns da immer mit der Bibel!"

Bauer Iwan: „Noch eine etwas unbescheidene Frage, verehrter Professor, lieben Sie Ihre Frau?"

Anatomieprofessor: „Angenommen ... Ja ... natürlich!"

Bauer Iwan: „Jetzt sagen Sie mir, wo sitzt denn bei Ihnen diese Liebe? — im Blut, im Magen oder in der Leber, sonst glaube ich nicht an Ihre Liebe."

Anatomieprofessor: „Das ist ja ein unausstehlicher Kerl."

Bauer Iwan: „(wendet sich an Frl. Dr. phil.). Nun habe ich noch einige Worte an Sie zu richten, Verehrteste ... sagen Sie mir bitte, für wen halten Sie Jesus Christus?"

Dr. phil.: „Er war einer der weisesten und edelsten Menschen."

Bauer Iwan: „Nun, wenn Sie so viel Bücher studiert haben, warum haben Sie denn

sein Buch über die Unsterblichkeit nicht durchgelesen?"

Dr. phil.: „Was ist das für ein Buch? Ich kann mich gar nicht besinnen . . ."

Bauer Iwan: „Das ist es ja gerade, und dabei sagt Christus im Johannisevangelium (Kap. 5, 39) „Forschet in der Schrift, denn ihr meint in ihr ist das ewige Leben zu haben". Nur wenn man dem Rate Christi folgt, kann man etwas Genaues wissen in bezug auf das ewige Leben."

Die Philosophin zuckte die Achseln.

Bauer Iwan: „Das ist ja gerade das Unglück, daß wir mit und ohne Wissenschaft im Finstern wandeln. Alle gehen in gleicher Weise in die Irre, und dabei haben wir das Licht. Der Apostel Petrus sagt in seinem 2. Brief (Kap. 1, 19) „Wir haben das ganz gewisse prophetische Wort, und ihr tut wohl daran, auf dieses Wort zu achten — als auf ein Licht, das am dunklen Orte scheint." Dies ist das Wort Gottes. Im Lichte dieses Leuchters sehen wir sowohl Gott, als die Seele und auch die Unsterblichkeit. Ohne dieses Licht sehen wir sogar den Abgrund nicht, in den wir stürzen.

Nun bin ich zu Ende und bitte sehr um Entschuldigung, daß ich die Versammlung belästigt habe. — (wendet sich an den Vorsitzenden). Verzeihen Sie, wenn ich Ueberflüssiges gesagt habe."

Vorsitzender: „Bitte sehr, macht gar nichts, Sie sind scheinbar ein im Wort erfahrener Mann, und es dünkt mich, wir haben Ihre Ausführungen alle mit Vergnügen angehört."

Stimme aus dem Publikum: „Wir danken dem Vorsitzenden für seine Unparteilichkeit, aber noch mehr dem Bürger Iwan für seine mutige Verteidigung der Wahrheit. Ich möchte vorschlagen, wir erheben uns alle und singen: „Ich bete an die Macht der Liebe." Ich denke, daß die Gefühle aller Anwesenden einmütig sich in den Tönen und Worten dieses wunderbaren Hymnus zusammenfinden werden."

Die Versammlung erhebt sich und singt: „Ich bete an die Macht der Liebe." Auch der Vorsitzende steht auf und — mit dem Blick auf ihn, der Professor der Astronomie, dann der Anatomie und schließlich die Bürgerin Dr. phl.

Der Bauer Iwan schließt die Versammlung mit den Worten: „Gepriesen sei Gott für diesen Abend."

Wem fielen beim Lesen dieser Zeilen nicht die Worte des Apostel ein, 1. Kor. 1, 20 „Wo, sagt mir, bleiben die Weisen, die Schriftgelehrten und Redekünstler, die vor den Leuten glänzen? Hat nicht Gott die Weltweisheit als Torheit kundgemacht?"

Aus Majak.

Wochenrundschau

Aus dem chinesischen Bürgerkriege berichtet die japanische Telegraphenagentur die amtliche Meldung des japanischen Kriegsministeriums, wonach die Truppen Marschalls Tschang-Tschung-Tschangs nach dreitägigem Kampfe die Stadt Tschifu besetzt haben. Auf dem Stadtgebäude wurde die alte Fahne der chinesischen Republik gehißt. Bei der Besetzung der Stadt wurden 10,000 Mann Truppen der Nankingregierung entwaffnet, 4 Generäle, die den Kampf gegen Tschang-Tschung-Tschang leiteten, haben sich erschossen. Der Marschall erklärte, daß nach der Besetzung Tschifus durch seine Truppen die Schantung Provinz sich völlig frei vom Einfluß der Nankinger Regierung befinde. Auch die in Tschifu befindlichen 2 chinesischen Kanonenboote sind in die Hände der Truppen Tschang-Tschung-Tschangs gefallen.

Der Marschall beabsichtigt nun, einen neuen Angriff gegen Peking zu unternehmen. Er wird außerdem das Vorgehen der Provinz Huasi und Huantung unterstützen.

Dem spanischen Hauptmann Imenez, einem der besten spanischen Flieger, ist es geglückt, in Begleitung des Hauptmanns Iglesias, den Ozean von Spanien nach Südamerika zu überfliegen. Der 6000 Kilometer lange Flug führte von Sevilla bis Bahia in Brasilien und dauerte 35 Stunden.

In Brüssel wurde ein mit seltener Frechheit ausgeführter Juwellenraub verübt bei dem schon vor einigen Jahren von Dieben heimgesuchten Goldwarenhändler Coosemann. Als gegen 7 Uhr abends die Angestellten die Schaufenster geräumt und die Schmucksachen in einem Koffer auf den Schreibtisch des Geschäftsinhabers gelegt hatten, erlosch plötzlich sämtliches Licht in den Räumen und ein Unbekannter

schlich sich durch die noch nicht geschlossene Eingangstür in das Geschäft. Den allgemeinen Wirrwarr und die Erregtheit der Anwesenden geschickt ausnützend, bemächtigte er sich des Koffers und verschwand unerkannt.

Der Wert der gestohlenen Gegenstände beträgt etwa 3 Millionen Franken. Man nimmt an, daß sich der Täter während eines Teils des Tages bereits im Keller verborgen gehalten hat.

In Tokio soll demnächst ein einzigartiger, interessanter Plan verwirklicht werden, und zwar die Errichtung eines Hochgebäudes, nicht auf der Erdoberfläche, sondern ins Innere der Erde hinein. Der Bauplan dieses ersten Turm-Tiefhauses wurde von einem japanischen Architekten als zweckmäßige Umgehung der Einsturzgefahr bei Erdbeben erdacht. Der Grundriß zeigt den Turmbau, der als vertikaler Schacht tief in die Erde hineinführt. Das „Erdgeschoß" des Tiefbaus wird 77 Meter unter der Erdoberfläche liegen, die Beleuchtung mittels einer zu diesem Zweck hergestellten Glasart durchgeführt werden.

In Smyrna stehen unter den Volksbelustigungen die Kamelrennen an erster Stelle. Die Rennkamele sind so berühmt, daß sie auch nach auswärts verpflichtet werden. Sie geben demnächst in Stambul Gastrennen.

Beim letzten Rennen in Smyrma hatte ein unterlegenes Kamel genug von der Geschichte. Es verließ in wütendem Lauf das Rennfeld und raste durch die Straßen, die halbe Stadt in Schrecken versetzend. Man verhaftete es schließlich in einem Laden, den es so verwüstet hatte, daß es aus der selbstgeschaffenen Wirrnis nicht mehr herausfand.

Posen-Pommerellische-Vereinigung.

Unsere diesjährige Jahreskonferenz wird, so der Herr will, vom 2.—4. Juni in Wąbrzeźno (Briesen) stattfinden. Alle etwaigen Gesuche und Anträge für die Konferenz sind bis den 23. Mai an den Unterzeichneten, zu senden.

Rob. Drews, Vorsitzender
Poznań, 5, Przemysłowa 12.

Die Gemeinde Wąbrzeźno (Briesen) ist freudig bereit, die Vereinigungs-Konferenz aufzunehmen. Der Herbergssache wegen wird freundlichst und dringend gebeten, daß die lieben Abgeordneten und Gäste sich bis zum 16. Mai bei dem Unterzeichneten anmelden!

W. Naber, Prediger
Wąbrzeźno, Pomorze
ul. Wolności 64.

Quittungen

Für den Hausfreund eingegangen:

Amerika: P. Brinkmann 5 Dol. **Białystok:** E. Stańczyk 2,65. **Brasilien:** R. Wagner 2 Dol. **Deutschland:** K. Eichmann 6,50, Job 16. **Kolowerty:** J, Krause 6,40. **Leszno:** A. Miksa 6. **Lettland:** Durch J. Freiter für A. Oelke 39. **Lodz I:** Bußler 3, Wollner 10, W. Wenske 10, Böhm 9, Gröhnke 10, Schmidt 5, Stiller 10, O. L. 5, R. Busse 9. **Lodz II:** M. Stenzel 6,75, J. Lück 2,25, H. Eichmann 4,50, A. Rogasz 3, A. Beutler 9, E. Freier 20, S. Hennig 9, W. Reimann 10, Hausig 4,50, Kühn 4,50. **Lasin:** E. Kunkel 22,50. **Nadrybie:** J. Tomm 9. **Niemojewice:** G. Ermel 15. **Podole:** G. Kleiber 44. **Poroże:** G. Gottschling 5,80. **Radomsko:** Hoffmann 9, G. Strohschein 5. **Toruń:** M. Truderung 5,60. **Warschau:** L. Repsch 116,75.

Für die Verlagssache erhalten:

Gemeinde Żyrardow 12, Lodz II 52, Zduńska-Wola 16, Johanka 5,85, Siemiątkowo 13, A. Wendland, Szynwald 15,40.

Allen lieben Gebern dankt aufs herzlichste die Schriftleitung.

Für die Predigerschule eingegangen:

Dąbie: G. Job 50. **Warschau:** O. Humminger 15, H. Müller 7, W. Kirsch 5. **Grudziądz:** W. Gutsche 15. **Lodz I:** O. Rauh 10. **Lodz II:** Schw. Ungenannt 30. **Bałuty:** M. Eitner 2, A. Fabian 10, K. Renner 2, P. Rosner 25, F. Gerke 1, E. Kunkel 5, R. Albrecht 2, Th. Semionow 3, P. Müller 10, O. Zauke 5, O. Thum 4, Pr. J. Fester 20, M. Reich 5, J. Jaschewitz 4.

Mit besonderem Dank F. Brauer.

Für Tarutino eingegangen:

Kleczko: F. Glembocki 5. **Lodz I:** J. Zerfaß 20, O. Jahn 20, E. Wenske 10, durch Pr. Lenz Ungenannt 5, R. Pufahl 2. **Bydgoszcz:** E. Rapmund 20. **Neubrück:** Quednan 31. **Szembruk:** E. Bittner 50. **Garwarz:** H. u. O Truderung 50.

Mit herzlichem Dank im Namen der bedachten
F. Brauer
Łódź, Lipowa 93.

Redaktor i Wydawca: A. Knoff, Łódź, Smocza 9a Druk: „Kompas" Łódź, Gdańska 130.